

Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Sonnabend, den 29. July 1820.

91

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich bey Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertelj. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. und ohne Kupfer viertelj. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. im Bureau dieser Zeitschrift (Kohlmarkt Nr. 268) und bey H. Strauß am Peterplatz; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halbj. und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Tendler und Comp. wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Wider den Mysticism.

Von Julius Franz Scheller, Professor zu Grätz.

Von allen Seiten treten neue Vertheidiger, Lobredner, Verbreiter des Mysticism auf.

* * *

Ich tadle an ihren Schriften und Reden hauptsächlich, daß sie den Grundbegriff der vielbeschriebenen, und vielbesprochenen Sache nicht mit Bestimmtheit feststellen.

* * *

Ohne Feststellung des Grundbegriffs kommt man in Gefahr, mit sich selbst in Widersprüche zu gerathen, und Andere in Verwirrungen zu setzen.

* * *

Ich verstehe unter Mysticism die dunkle Ahnung, die geheime Regung, das unaussprechliche Etwas, welche dort entscheiden und beruhigen sollen, wo der Verstand nicht mehr ausreicht, und die Vernunft nicht mehr befriedigt.

* * *

Wissenschaftlich könnte man den Mysticism nennen, das Hinüberschreiten des Gemüths über die Grenzen der theoretischen und praktischen Vernunft.

* * *

Die Kantische Philosophie bestimmt den Mysticism also: Er ist die angenommene Maxime der Ungültigkeit einer zu oberst gesetzgebenden Vernunft.

* * *

Nach diesen Definitionen halte ich den Mysticism für überflüssig, für gefährlich, für verführerisch.

* * *

Der Mysticism ist überflüssig im Staate als Zwangsanstalt für Sicherheit. Hier braucht man nur die zwey Grundbegriffe von Recht und Tugend. Beyde lassen sich durch Verstand und Vernunft bestimmt und ganz auffassen und erörtern.

* * *

Der Mysticism ist überflüssig in der Kirche als dem Staate Gottes. Hier gründet sich Alles auf Glaube, Hoffnung, Liebe. Diese drey Urbilder hat die Kirche bestimmt und völlig so ausgesprochen, daß sie alle dunkle Ahnungen, alle geheimen Regungen, alles unaussprechliche Etwas der schwachen Menschen nicht fürder braucht.

* * *

Der Mysticism ist aber gefährlich im Staate. Da er in einer dunklen Ahnung besteht, der geheimen Regung Spielraum läßt, und auf ein unaussprechliches Etwas hinweist, so setzt er sich gern und leicht über bestimmte, oft harte Befehle hinweg, wenn sie dem sogenannten innern Rufe oder Lichte widersprechen. Daher jene politischen Verbrecher, welche sich in ihrem Wahne schuldlos dünken. Sand in Mannheim war ein Mystiker.

* * *

Der Mysticism ist aber noch gefährlicher in der Kirche. Da er sein eigenes Tiefestes als das wirklich Oberste betrachtet, so glaubt er gern und leicht über die äußern eng gesteckten Formen nach innerm Rufe oder innerm Lichte nicht nur hinaustreten zu dürfen, sondern hinaustreten zu müssen. Daher jene religiösen Verbrecher, welche sich in ihrem Wahne schuldlos dünken. Pöschl bey Linz war ein Mystiker.

* * *

Der Mysticism ist verführerisch, und macht leicht die größten Fortschritte, da er ohne Mühe durch das bloße Horchen auf die inneren Anklänge sich vollenden läßt, da er der leidenschaftlichen Begeisterung aufblühender Jugend (besonders weiblicher) so sehr zusagt, da er hochmüthig auf die Gesetze des trockenen Verstandes schmäht, da er sogar über die Aussprüche der Vernunft sich erhaben dünkt, und alle mühsam erworbenen Kenntnisse als leeren Klingklang gegen jene geheimen Anklänge erklärt.

* * *

Da der Mystiker die Grenze des Gebiets der dunklen Ahnungen und geheimen Erleuchtungen aus sich selbst nicht bestimmen kann, und nach dem Ausspruche von Verstand oder Vernunft nicht bestimmen will, so ist er selten in seinem stillen Wahnsinne geblieben, sondern als lauter Schwärmer oder als kopfkranker Visionär, oder als rücksichtsloser Fanatiker hundert und hundert Male vor die Welt getreten.

* * *

Das Verführerische des Mysticism (verstärkt durch Geheimthun oder Geheimhalten) ist nicht nur von Gelehrten, sondern von aller Welt so sehr erkannt worden, daß der allgemeine Sprachgebrauch das Mystificiren für die dunklen Anregungen, das Mystificiren aber für die geheimen Betriegerereyen nimmt.

* * *

Der Tempelschlaf und die Orakel der Pythia bey den Alten sind mystisch verwandt mit Mesmer'ism, mit Graham's Bett, und mit der Clairvoyance der kranken Frauenzimmer in unsern Tagen.

Der Frühlingsabend.

Der Abendsonne Purpur überfließt
Das dunkelblau umflorte Berggehölz,
Vergoldet hell das Kirchturmkreuz und gießt
Auf Thal und Hügel lichtern Farbenschmelz.

In Rosen wandelt sich der Blüthenschnee,
Der Bäume, Sträuch' und Hecken festlich schmückt,
Und wie ein Feuermeer erglüh't der See,
In dessen Spiegel hehr der Himmel blickt.

Die Lerchen schmettern ihren Abendpsalm,
Der Hirt auf seiner Weidenflöte bläst;
Die Dirnen mäh'n am Rain des Grases Halme,
Wobey ihr munt'res Lied sich hören läßt.

Harmonisch hallt der Feuertrommel Klang,
Der zitternd in bewegter Luft verstummt,
Und, bis auf eines Heimchens leisen Sang,
Ist alles Leben auf der Flur verstummt.

Erloschen ist die rosenfarb'ne Gluth
Auf dem Gesicht — ein sanftes Perlengrau
Verschleiert es, und die verschwieg'ne Fluth
Umwallt ein düst'res Nebelwolken-Blau.

Gelind' erhebt im Thale sich die Luft,
Und säuselt in des Seegestades Rohr,
Und trägt auf kühlem Fittig feuchten Duff
Vom fernen, unabsehbar'n Weidenmoor.

Das Strahlengold im Westen schwindet sacht;
Matt schimmert noch ein röthlich-fahler Saum;
Und hell und heller flimmert durch die Nacht
Das Sternenheer, im hochgewölbten Raum.

Im Osten lichtet sich der Horizont,
Wenn Abendwärts der Ränderschein verglomm,
Und aus dem Äthermeere taucht der Mond,
Und glänzt als Lampe in dem Friedensdom.

Saef Aug. Clafer.

Das griechische Sinngedicht.

Am yot, jener berühmte Gelehrte des 16. Jahrhunderts, Übersetzer der Werke Plutarchs, mehrerer Bücher Diodors von Sizilien, der Liebshaffen Daphnis und jener des Theagenes und der Perikleia, Chloë von Longus u. s. w. ward zu Melun (1514) als eines Gerbers Sohn geboren. Da seine Ältern ihn sehr streng erzogen, entlief er einst aus Furcht vor Ruthensfreichen, die ihm bevorstanden, aus dem väterlichen Hause. Aber noch hatte er keine große Strecke Weges zurückgelegt, als sein zarter Körper ungewohnt der Beschwerden einer langen Reise der Müdigkeit erlag, und er mitten auf der Straße erschöpft und ohnmächtig zu Boden sank. In dieser Lage fand ihn ein Reisender zu Pferde, dieser fühlte so viel Mitleid mit ihm, daß er ihn zu sich in den Sattel hob, und auf diese Art nach Orleans brachte, wo er

ihn als einen Kranken Pilger dem Spitale übergab. Da sein Übel von bloßer Ermattung herrührte, erhohlte er sich bald wieder, und ward mit einem Zehrpfennig von 16 Sous entlassen *).

Die kleine Barschaft langte so weit aus, daß er Paris erreichen konnte; aber daselbst angekommen, sah er sich bald genöthigt, zu betteln. Eine vorübergehende Dame, welche seine Gestalt nicht ohne einiges Gefallen bemerkt hatte, nahm ihn mit sich nach Hause, und gab ihm Kost und Wohnung, wofür er ihre Kinder zur Schule begleiten und ihnen ihre Bücher nachtragen mußte. Höchlich erfreut, so gutes Unterkommen gefunden zu haben, benügte er in Kurzem die Gelegenheit seinen Geist zu bilden, so weit es die Gunst des Zufalls ihm gewährte, und er brachte es auch durch seine herrlichen Anlagen, womit die Natur ihn reichlich theilt hatte, in den Wissenschaften sehr bald zu einem vorzüglichen Grade. Er studierte mit so viel Fleiß und Glück, daß sein Name in allen Schulen auf's Ehrenvollste bekannt wurde, und er selbst nachher zur Stelle eines Professors der griechischen Sprache auf der Universität zu Bourges gelangte. Aber eben dieser schöne Ruhm brachte ihm in der Folge manchen Nachtheil, denn er erregte zu seiner Zeit, wo man mehrere gelehrte Männer für Anhänger der Huguenoten hielt, auch gegen ihn Verdacht und Argwohn. Da man die Lektoren mit beispielloser Unerbittlichkeit verfolgte, sah auch Am y ot, als angeblicher Begünstiger derselben, sich gezwungen, Paris zu verlassen, und sich nach B e r r y zu einem ihm befreundeten Edelmann zu flüchten. Während er sich bey diesem aufhielt, geschah es, daß König Heinrich II. auf einer Reise zufällig bey Lektorem einsprach, und daselbst mehrere Tage verweilte. Der Edelmann ersuchte bey dieser Gelegenheit seinen Freund Am y ot, einige Verse auf seinen erhabenen Gast und auf die Ehre, welche seinem Hause durch ihn zu Theil wurde, zu verfassen. Dieser verfertigte sogleich ein griechisches Sinngedicht, welches die Kinder des Edelmanns dem Könige überreichen sollten. Kaum aber hatte H e i n r i c h II. das Gedicht erblickt, so warf er es mit einer höhnischen Gleichgültigkeit einigen der ihn Umstehenden hin und rief: „Ach! das ist ja griechisch!“ Den Verfasser kränkte diese Verachtung seines Geisteswerks über alle Maßen, aber M i c h e l d e l' H o p i t a l (nachmahliger Kanzler von Frankreich), welcher den König auf seinen Reisen zu begleiten pflegte, und eben neben ihm stand, ergriff neugierig das Blatt, und las es, da er selbst das Griechische verstand, mit vieler Aufmerksamkeit. Nachdem er es durchgesehen hatte, wandte er sich zu Am y ot, welcher von Scham und Schmerz durchdrungen an der Thüre stand, und fragte ihn, woher er wohl jenes Sinngedicht geschöpft hätte? Der Betretene, dem seine Verlegenheit bey dieser Rede noch fühlbarer wurde, antwortete sehr schüchtern: er selbst hätte solches erdacht und verfaßt. Herr d e l' H o p i t a l deutete die so sichtbare Verwirrung des armen Dichters sehr richtig zu dessen Vortheil, wandte sich mit dem Gedichte zum König und sagte: „Ist dieser junge Mann eben so wohl gestittet, wie er gelehrt und geistreich ist, so verdient er allerdings den Kindern des Königshauses als Lehrer vorzustehen.“ —

*) Aus Dankbarkeit für die freundliche Pflege, die er in diesem Spitale genossen, vermachte er demselben nachher in seinem Testamente 1200 Thaler.

Heinrich II. setzte viel Vertrauen in den Verstand Hospitals und fragte daher unverzüglich seinen Wirth nach dem sittlichen Betragen jenes Dichters. Da nun der Edelmann, der der Eigenschaften seines jungen Freundes nicht anders als rühmend gedenken konnte, dessen sittlichen Charakter allerdings auf's Würdigste hervorstrich, so sah der König sich bewogen, Hospitals Rathe gemäß, demselben sogleich jene Stelle zu ertheilen.

Dieses war die erste Stufe, wozu ihm sein griechisches Sinngedicht verholfen hatte; aber bald werden wir ihm noch höher steigen und einen Gipfel erreichen sehen, zu welchem er damals, als er mit seiner Barschaft von 16 Sous das Spital verlassen, wohl kaum im Traume empor zu blicken gewagt hätte.

Immer neue Beweise seiner Geistesfähigkeiten entwickelnd, gewann er in Kurzem das Vertrauen des Königs in dem Maße, daß derselbe ihn zum Geschäftsführer in seinen wichtigsten Angelegenheiten erwählte, wie er denn auch bey der berühmten Kirchenversammlung zu Trient jene wichtige Negotiation, womit er von Seiten Frankreichs beauftragt war, mit ungemeiner Weisheit und zu ewiger Ehre seines Hofes durchführte.

Da er mehrere Würden und Ämter zugleich bekleidete, und auch nachmahls unter der Regierung seiner zwey Zöglinge Franz II. und Karl IX. großes Ansehen bey Hofe behauptete, stieg er allgemach zu einer Macht und Hoheit empor, welche verglichen mit jenen Auspizien, unter welchen er seine erste Laufbahn betreten hatte, jedermann mit Bewunderung erfüllen. Schon schien er die höchste Ehrenstufe erreicht zu haben, als es seinem Glücke gesiel, ihn immer noch höher empor zu heben.

Eines Tages als Karl IX. sich mit seinen Höflingen unterhielt, und das Gespräch auf Karl V. kam, wobey man mehrere Handlungen dieses Monarchen mit Lob erwähnte, erhob man besonders dessen Dankbarkeit gegen seinem Lehrer, welchen er auf den römischen Stuhl verholfen hatte *). Auf Karl IX. machte diese Bemerkung so großen Eindruck, daß er mit vieler Lebhaftigkeit versicherte, für seine Lehrer auch um nichts weniger thun zu wollen, wenn er hiezu Gelegenheit fände. Bald nachher, als die Stelle des Reichs-Almoseniens erledigt wurde, ertheilte er sie unserm Amyot, welcher aber, sey es aus Demuth oder aus Besorgniß mancher unerwünschten Folgen, welche solch eine erhabene Würde nach sich ziehen könnte, dieselbe durchaus nicht annehmen wollte. Da aber der König sie ihm als Freund, wie er sagte, schenkte, und als sein Gebiether ihm befahl, sie anzunehmen, so mußte er sich gleichwohl dieser Bürde unterziehen.

Kaum war die Mutter des Königs hievon benachrichtigt, so ließ sie Amyot zu sich berufen, und fuhr ihn gleich bey seinem Eintritt voll Zorn und Ingrimm an, indem sie sagte: „Geziemt es euch, Kleines Pfäfflein, mir eine Stelle wegzuschnappen, welche ich selbst den Guisen, den Chastillons, den Connetabeln, den Kanzlern, den Königen von Navarra und den Prinzen von Conde verweigerte? Ich sag' es euch, nehmt ihr sie an, so lebt ihr nicht 24 Stunden.“

Diese Rede versetzte ihn in eine sehr bedenkliche Lage. Einer Seits geboth ihm der Wille seines von Natur aus sehr hartnäckigen Königs zu gehor-

*) Dieser war Papp Hadrian VI.

hen, anderer Seits machte ihn die Königin, deren Worte für eben so viel unwiderrussliche Befehle galten, das Schlimmste befürchten. Um beyden auszuweichen, hielt er es für's Klügste, sich zu verbergen. Da er aber des Königs täglicher Tischgenosse war, so vermählte dieser ihn sehr bald. Er schickte nach ihm, und befahl nicht eher zu ruhen, als bis man ihn gefunden haben würde. Aber *Am y o t* hatte sich so wohl versteckt, daß alle Nachforschungen fruchtlos blieben.

Der König gerieth hierüber in heftigen Zorn, daß er alles zittern machte, was ihm unter die Augen kam. „Wie?“ rief er aus, „weil ich ihn zum Groß-Almosenier erhoben, zwingt man ihn sich zu verbergen? So sollen denn diejenigen, denen ich meinen Schutz angedeihen lasse, ein Spielball der Launen anderer und ihrer Grausamkeit werden? Es scheint in der That, als wolle man mir die Rechte meiner Krone streitig machen.“ — Hierbey ließ er, wie dieses ihm eigen war, einige Flüche erschallen, und war so sehr entrüstet, daß die Königin, welche seinen Sinn nie ohne Mühe zu lenken vermochte und ihn ohnehin eben so sehr fürchtete, als sie ihn liebte, soaleich nach *Am y o t* schickte, demselben alle Sicherheit von ihrer Seite zusagen ließ, und befahl, ihn, wo er auch wäre, herbey zu hohlen.

Diesmahl war man so glücklich ihn zu finden. Als er bey Hof erschien, bezeigte ihm der König seinen Beyfall, die Königin aber insbesondere ihre Huld und Gewogenheit, und er blieb fortan Groß-Almosenier, ungefährdet in seiner Ruhe und seinen Würden. Nach seinem Tode hinterließ er über 200,000 Thaler nebst vielen ansehnlichen Kostbarkeiten und Besitztungen.

Gg.

Pariser-Charakteristiken.

Von G. L. P. Sievers.

(Fortsetzung.)

Der Portier zeigt dem Fremden den Vermietter des meublirten Zimmers an; dieser wohnt entweder au premier, second, troisième, oder auch vielleicht au sixième, au septième. Nehmen wir z. B. an, der Portier schicke den Fremden in's dritte Stock, so steht eins gegen hundert zu verwetten, letzterer wird, dem deutschen Sprachgebrauch zu Folge, wo eine Treppe hoch schon die zweyte Etage heißt, den Zimmervermietter zwey Treppen hoch suchen. Da sich aber in Paris einer um den andern nur dann bekümmert, wenn der andere dem einen Geld schuldig ist, ein solches Verhältniß aber nicht gerade nothwendig zwischen den Bewohnern der zweyten und dritten Etage des quästionirten Hauses vorhanden zu seyn braucht, so wird der Reisende dort unverrichteter Sachen fortgeschickt werden. Ich merke daher an, daß die dritte Etage vier, und nach Befinden der Umstände auch fünf Treppen hoch liegt. Das geht folgender Massen zu: zwischen dem Erdgeschosse (*rez de chaussée*), welches in Frankreich nie für eine Etage zählt, und der ersten Etage ist noch ein kleineres Stockwerk vorhanden, dieses heißt *entresol*. Nach den Grundsätzen der französischen Baukunst muß die erste Etage, die hier auch *le bel étage* genannt wird, die möglichste Höhe haben, folglich das Erdgeschoss mit derselben in übermäßigem Verhältnisse stehen. Das Erdgeschoss wird aber nur von Handwerkern oder Kaufleuten bewohnt; diesen würde ein Zimmer von zwanzig und mehreren Fuß hoch theils zu holzversplitternd, theils auch, da die Höhe doch auch mit bezahlt werden müßte, der Miethzins zu theuer werden. Um diesem Uebelstande abzuhelfen, schneidet man von dem Erdgeschosse etwa ein Drittel ab und baut daraus den *Entresol*, der dann besonders vermietet wird. Ehe man daher zur ersten Etage

gelangt, müssen zwei Treppen erstiegen werden. Mit dieser Etage hat man in den meisten Häusern eine ähnliche Theilung vorgenommen. Die Gemächer derselben laufen natürlich nicht ununterbrochen über die ganze Tiefe des Hauses weg. Da die hinteren Zimmer in der Regel nur von Bedienten bewohnt werden, diese aber wiederum keiner so ausnehmend hohen Gemächer bedürfen, so wird hier die Höhe ebenfalls getheilt, daraus entstehen die sogenannten souspentes. Es ergibt sich also hieraus, daß man, wie gesagt, in manchen Häusern, um zur dritten Etage zu gelangen, fünf Treppen steigen muß.

Der Fremde gelangt bey dem Zimmervermietther an. Daß dieß in den meisten Fällen, wo nicht in allen, eine Dame ist, finde ich ganz natürlich; hat nicht Buonaparte die Männer todt schießen lassen? Mögen andere Beobachter moralische Gründe für diese Erscheinung auffinden; ich halte mich an den nächsten, nämlich an den statistischen. Die Dame zeigt dem Fremden ihre Zimmer. Hier will ich diesem eine Vorsichtigkeits-Maßregel anrathen, von deren Nutzen er sich in der Folge durch eigene Erfahrung überzeugen wird; der Fremde muß nicht die Dame, sondern das Zimmer in Augenschein nehmen. Thut er letzters, so gewinnt er hundert Procent bey dem Handel; denn ein Zimmer, mit einem drey Fuß breiten und sechs Fuß hohen Spiegel, in welchem sich Schreibtisch, Kommode, Bett, Tisch und Nachttisch, sämmtlich mit Mahagony ausgelegt, und sechs Rohrstühle befinden, kostet, wenn man dasselbe mit eigenen Augen, und nicht in den großen, meistens schwarzen Augen der schönen Zimmervermiettherinn betrachtet, nicht mehr wie dreyßig, im letztern Falle aber sechzig Franken monatlich. Ein Zimmer von dreyßig Franken ist jedem Fremden vonnöthen, der einen gewissen äußern Anstand beobachten will; was solche Leute anbetrifft, welche man hier *goujats**) (eigentlich und uneigentlich das deutsche *Troschube*) heißt, so können sich diese für zwey Drittheile, oder auch noch für weniger unter Dach und Fach bringen. Übrigens verlangt der hiesige Luxus, daß ein jegliches Individuum in Paris noch einmahl so kostbare Meublen haben müsse, wie verhältnismäßig in Deutschland.

Ich sehe zum voraus, die Dame habe das Geboth von dreyßig Franken für ihr Zimmer angenommen (wenn nicht, so geht der Fremde ein Haus weiter), dann empfiehlt sie ihm in der Regel ihre eigene *bonne* (Magd) zur Aufwartung und fordert dafür zehn Franken. Will er meinem Rathe folgen, so hält er es hier mit der *bonne*, wie vorher mit der Dame selbst: er sieht sie nicht an; denn Magd oder Gebietherinn, alles was Weib in Paris heißt, bedient sich des Gürtels der Venus, als eines Netzes, um Simpel darin zu fangen. Der Fremde sieht also, wie gesagt, die Magd nicht an; aber eben so wenig darf er es auf die zehn Franken monatlich ansehen; für diese muß der Portier des Hauses dem Fremden die Schuhe putzen, die Kleider bürsten, das Bett machen, das Zimmer frottiren (mit Wachs bohnen), auch kleine Aufträge ausrichten (große werden besonders bezahlt). Aber warum soll der Fremde lieber dem Portier des Hauses, als der Maad seiner Wirthinn die zehn Franken zu verdienen geben? Aus vielen Gründen, besonders aus dem einen einzigen, weil alle *servantes* in Paris darnach streben, *servantes-maitresses* zu werden, woraus sich dann von selbst ergibt, daß aus dem *maitre* ein *serveur* wird. Einem Portier kann der Fremde, nach Befinden der Umstände, dann und wann ein *sacré bleu* oder auch einen andern erlaubten Fluch in den Bart werfen; aber was eine *Gute* gethan, ist immer gut gethan, und der Fremde muß noch obenein jedes Wort mit dem Worte *Mademoiselle* begleiten, wenn er sich nicht, versteht sich hinter seinem Rücken, die Epitheta *Original*, *Ostrogoth* oder *gar*, wenn etwa die *Gute* auf dem Lande geboren ist oder noch nicht Zeit gehabt hat, sich die Hörner abzustossen (*se décrasser*), *Cochon*, zuziehen will.

Der Fremde zieht ein. Um seinen Koffer von den *Messageries* herbringen zu lassen, wende er sich an einen der *Commissionnaires*, die an der Ecke der nächsten Gasse stehen. Diesem biethet er *in voraus*, je nachdem das Posthaus fünf, funfzehn oder dreyßig und mehrere Minuten entfernt ist, zehn, zwanzig oder dreyßig *Sous* (drey, sechs oder neun Groschen Sächsisch). Dem *Commissionnaire* kann er übrigens ohne

*) Das *Dictionnaire de l'Académie* will dieß Wort nur in dem eigentlichen Sinne genommen wissen; der Gebrauch jedoch, der diesen, wie den Deutschen *Troschube*, hat veralten lassen, kennt nur den uneigentlichen an.